

## Das "Drinnen im Draußen": Analyseperspektiven poststrukturalistischer Sozialwissenschaft

Reckwitz, Andreas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reckwitz, A. (2008). Das "Drinnen im Draußen": Analyseperspektiven poststrukturalistischer Sozialwissenschaft. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 4152-4157). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-155070>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

# Das ›Drinnen im Draußen‹: Analyseperspektiven poststrukturalistischer Sozialwissenschaft

*Andreas Reckwitz*

Was bedeutet der Poststrukturalismus für die Sozialwissenschaften? In welcher Weise können poststrukturalistische Elemente ›sensitizing instruments‹ für verschobene sozialwissenschaftliche Fragestellungen und Analyseformen liefern? ›Den‹ Poststrukturalismus gibt es sicherlich nicht. Ich möchte von vornherein eine spezifische Form poststrukturalistischen Denkens auswählen – jene Jacques Derridas – und erläutern, wie sie aus meiner Sicht helfen kann, gegen bestimmte Annahmen der sozialtheoretischen Tradition vertraute Phänomene in einer alternativen, verschobenen Perspektive zu betrachten. Der Hintergrund für meine allgemeinen Bemerkungen ist meine Beschäftigung mit den Transformationen moderner Formen des Subjekts vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (vgl. Reckwitz 2006). In diesem Kontext haben sich für mich bestimmte poststrukturalistische Elemente als für die materiale Analyse außerordentlich fruchtbar herausgestellt. Die Auswahl Derridas ist nun nicht zufällig: Ich denke, dass man in den Arbeiten von Derrida (1967 a, b) besonders anregende Denkfiguren innerhalb des poststrukturalistischen Feldes findet, die zugleich auf Kerngedanken des Poststrukturalismus insgesamt verweisen. Diesen Kerngedanken würde ich in der Idee der Unkontrollierbarkeit des Sinns ausmachen. Zugleich aber scheint mir die analytische Fruchtbarkeit des Poststrukturalismus nach Art von Derrida bisher in einem Missverhältnis zu ihrer bisher eher begrenzten Rezeption im Kontext der Sozialwissenschaften zu stehen: Wenn die Sozialwissenschaften sich bislang auf den Poststrukturalismus eingelassen haben, dann bevorzugt in der Version Michel Foucaults (vgl. etwa Burchell 1991, Ulrich Bröckling u.a. 2000). Demgegenüber macht Derridas Interesse an der Binnenlogik philosophischer und literarischer Texte ihn zu einem bevorzugten Referenzautor der Literaturwissenschaften (vgl. Jonathan Culler 1982). Dies scheint mir eine kurz-sichtige Arbeitsteilung: Mit nur wenig Transferaufwand kann man Derridas Dekonstruktion auf die Analyse kultureller Phänomene insgesamt beziehen. Gerade die einflussreichen poststrukturalistischen Autoren der 1990er Jahre wie Judith Butler (1990), Homi Bhabha (1994) und Ernesto Laclau (1985) haben zu Recht Elemente Derridas benutzt, um Beiträge zur Analyse der Unkontrollierbarkeit des Sinns in diversen kulturellen Phänomenen zu liefern. Was ich im Folgenden vorstellen möchte, ist eine heuristische Skizze, in der ich zu zeigen versuche, wie sich drei

klassische sozialwissenschaftliche Leitkonzepte mit Derridas Poststrukturalismus im Rücken letztlich als Instrumente erweisen, um jene Unkontrollierbarkeit von Sinn zu marginalisieren, und wie demgegenüber sich drei poststrukturalistische Gegenkonzepte formulieren lassen, die dazu dienen können, gerade diese signifikativen Unkontrollierbarkeiten in der modernen Kultur unter die Lupe zu nehmen. Es handelt sich hierbei erstens um das, was ich das poststrukturalistische Konzept der ›Grenzüberschreitung und der ›transversalen Codes‹ nennen möchte; dies steht dem klassischen Leitkonzept der sozialen, insbesondere funktionalen Differenzierung entgegen. Zweitens das poststrukturalistische Konzept der historischen ›Intertextualitäten‹; dieses unterläuft die temporale Differenz zwischen traditionaler und moderner Gesellschaft; drittens schließlich das Konzept des konstitutiven Außens, welches der Vorstellung einer Gesellschaft ohne Außen entgegensteht.

Alle drei Gegenkonzepte haben gemeinsam, dass sie die Annahme einer Eindeutigkeit von sozialen Sinnengrenzen für unrealistisch halten, und sie vielmehr systematisch die chronischen Uneindeutigkeiten dieser Grenzen herausarbeiten, die – um einen Begriff Bhabhas zu verallgemeinern – ›Hybridität‹ der Kultur, in der Sinnelemente nicht separiert nebeneinander, sondern in komplexen, häufig auch immanent widersprüchlichen Kombinationen von Sinnelementen verschiedener Herkunft vorkommen. Hier lässt sich, wie Derrida es plakativ formuliert, statt einer Separierung von Drinnen und Draußen, ein ›Draußen im Drinnen‹ beobachten. Derrida macht in den Texten der westlichen Tradition von Plato bis Saussure eine dominante ›Metaphysik der Präsenz‹ aus (vgl. 1967 a, b). Diese versucht über variable begriffliche Mittel eine Fixierung von Sinn, damit eine Separierung von eigenem und fremdem Sinn sowohl festzustellen als auch zu erreichen. Die Konstellation der mündlichen Sprache mit scheinbar festen Gedanken, Referenten, Propositionen und Kontexten liefert hier nur ein Beispiel für eine solche rhetorische Sicherung des drohenden flottierenden Sinns, eine andere ist die Subjektphilosophie. Man kann nun die These vertreten, dass auch die Sozialwissenschaften seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ihre begrifflichen Mittel, bestimmte trickreiche Rhetoriken und Semantiken eingesetzt haben, die letztlich einen vergleichbaren Effekt erzielen: die gesellschaftliche Unkontrollierbarkeit von Sinn, die Überschreitung von Sinnengrenzen in der sozialen Realität unsichtbar zu machen – eine Tendenz, die sich nun mit Hilfe des Poststrukturalismus aufbrechen lässt. Ich werde der Reihe nach die genannten drei Konstellationen – soziale Differenzierung, Dualismus Tradition und Moderne, Universalisierung und die drei poststrukturalistischen Gegenkonzepte – Grenzüberschreitungen zwischen Sphären, historische Intertextualitäten, konstitutives Außen – behandeln:

1. Transversale Codes versus soziale Differenzierung. Dass Gesellschaft insgesamt sozial differenziert und moderne Gesellschaft insbesondere funktional, in

zweiter Linie auch stratifikatorisch differenziert vorkommt, sich damit aus differnten Teilen zusammensetzt, deren soziale Praxis und deren leitende Codes sich – sei es vertikal, sei es horizontal – grundsätzlich voneinander unterscheiden, ist eine sozialwissenschaftliche Grundposition (vgl. Schimank 2000). Vorausgesetzt wird damit in der Regel die Fixiertheit der Differenzen zwischen den sozialen Entitäten: den Funktionssystemen oder den Klassen, deren Identität mit sich selber, deren Differenz zwischen »Draußen« und »Drinnen«. Demgegenüber kann eine poststrukturalistische Perspektive Sozialwissenschaftler für Prozesse der Grenzüberschreitung von Sinn und für das Phänomen historisch spezifischer transversaler Codes sensibilisieren, welche die Grenzen zwischen scheinbar der Sache nach inkommensurablen Sphären – oder auch zwischen Klassen – kreuzen. Diese Prozesse der Grenzüberschreitung von Codes und Semantiken produzieren jenes Derridasche »Draußen im Drinnen«, jene »Spur« sich jenseits aller Zweckzusammenhänge bewegenden Verweisungszusammenhänge und können zu bestimmten historischen Punkten fragile kulturelle Hegemonien jenseits von Differenzierungsgrenzen installieren. Wo lassen sich solche transversalen Codes identifizieren, die gewissermaßen kulturelle »Knotenpunkte« bilden? Nur zwei Beispiele aus der Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts: Der Code des Sozialen in einem sehr spezifischen Sinne betreibt von den 1920er Jahren an offenbar die Festlegung funktionsfähiger Praxis und gelingender Subjektivität auf die Eingliederung in das Gruppenförmige und die soziale Anpassung – das gilt von der »social organization« in der Ökonomie über die »peer society« in der Privatsphäre bis zum »social progressivism« in der Politik (übrigens im Amerikanismus wie im Sozialismus; vgl. Rose 1989). Der Code des Ästhetischen wiederum stellt sich als eine seit den 1970er Jahren flottierende kulturelle Semantik der Expressivität und der Stilisierung des Selbst dar, die in die ökonomische Sphäre der intrinsisch motivierten Kreativarbeit, in die Stilisierung der Konsumtion und das Ideal der quasi-künstlerischen »self-realization« in der reinen Beziehung gleichermaßen injiziert wird (vgl. Reckwitz 2006). Immer stellt sich hier aus poststrukturalistischer Perspektive die Frage: Welche kulturellen Elemente bewegen sich in einer bestimmten Formation zwischen verschiedenen, scheinbar umgrenzten sozialen Sphären, und wie gelingt es ihnen, einen Homologie – oder Hegemonieeffekt zu erzielen?

2. Historische Intertextualitäten versus Differenz von Traditionalität und Moderne. Eine zweite klassische Figur der Sozialwissenschaften ist jene des Dualismus zwischen modernen und traditionellen Gesellschaften. Dieser begriffliche Dualismus enthält ein eigentümliches Zeitmodell von Diskontinuität und Kontinuität: Zwischen der traditionellen und der modernen Gesellschaft bestehe eine grundsätzliche Diskontinuität, ein großer Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart, die einander äußerlich bleiben. Demgegenüber wird mit Blick auf

die sogenannte Moderne von einer grundsätzlichen immanenten Kontinuität ausgegangen, die als Konstanz bestimmter Strukturmerkmale gefasst wird. Eine Variante dieser Kontinuitätsannahme ist dabei eine Semantik der Steigerung. Mit Derrida lässt sich dieses Temporalschema als eine Variante der Metaphysik der Präsenz verstehen: Die Vergangenheit als Vormoderne erscheint absolut abwesend, während die Gegenwart letztlich ohne Bezug dieser Vergangenheit in allen ihren Bestandteilen absolut anwesend ist. Derridas Gegenkonzept der ›Spur, verstanden als ein zeitlicher Verweisungszusammenhang, der beständig aus unkontrollierbaren Vor- und Rückbezügen zwischen bestimmten gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Sinnelementen besteht, lässt sich nun kulturwissenschaftlich operationalisieren über das Konzept historischer Intertextualitäten. Dieses wurde ursprünglich auf den Verweisungszusammenhang zwischen literarischen Texten bezogen (vgl. Morgan 1985), lässt sich jedoch auf die Kulturgeschichte insgesamt verallgemeinern. Die poststrukturalistische Frage lautet hier immer: Inwiefern findet an bestimmten Punkten einer Gegenwart ein intertextueller Rückbezug auf Elemente einer Vergangenheit, eine Aneignung dieser Vergangenheit statt, die damit weder vollständig vergangen, abwesend noch vollständig gegenwärtig präsent ist, sondern in dieser Aneignung ihre Form ändert. Wiederum zwei Beispiele: der Rückgriff der bürgerlichen Subjektkultur auf die Aristokratie und der postmodernen Subjektkultur auf die Bürgerlichkeit. Es ist genau zu untersuchen, wie in der frühmodernen bürgerlichen Kultur positiv bestimmte Elemente der vorgeblich vormodernen aristokratischen Subjektkultur – etwa die aristokratische Persönlichkeit als körperlich-kommunikatives Modell – und wie in der postmodernen Kultur wiederum bestimmte Elemente der scheinbar vergangenen bürgerlichen Kultur, etwa das Subjektmodell der Selbstoptimierung in verfremdeter Form wiederaufgegriffen werden (vgl. Reckwitz 2006). Die poststrukturalistische Analyse legt damit ein anderes Zeit- und Geschichtsverständnis nahe: Zeitlichkeit als ein Prozess kultureller Protentionen und Retentionen, von systematisch bestimmbareren Vor- und Rückverweisen, welche die Modelle der Diskontinuität wie der Kontinuität problematisch werden lassen.

3. Konstitutives Außen versus Universalisierung. Eine dritte grundlegende Tendenz der klassischen sozialwissenschaftlichen Annäherungen an die Moderne ist jene zur Universalisierung kontingenter, historisch spezifischer Merkmale. Die modernen Gesellschaften in ihren diversen Eigenschaften – ob diese kapitalismustheoretisch, differenzierungstheoretisch oder rationalisierungstheoretisch festgemacht werden – erscheinen regelmäßig als allgemeingültige Strukturen ohne – wie Laclau es formuliert – ein Außen. Das beste Beispiel ist hier sicher die Festlegung der Moderne auf eine ›Rationalisierung, ob man Rationalität nun als formale Zweck-Mittel-Rationalität, kommunikative Rationalität, normative

Rationalität von »achieved« versus »ascribed«-Mustern oder reflexive Rationalität versteht. Die poststrukturalistische Perspektive nimmt diese Rationalitätsmuster als kulturell spezifische Rationalitätsregime in den Blick, die sich einerseits mit bestimmten kulturellen Mitteln selbst zu universalisieren versuchen, zugleich aber auf der Differenzmarkierung zu einem Außen (vgl. Laclau/Mouffe 1985), einem kulturellen Anderen beruhen, das aber selber regelmäßig zum Gegenstand polysemer, mehrdeutiger Sinnzuschreibungen wird. Das Außen avanciert damit zu einem konstitutiven Außen in einem doppelten Sinn. Ohne dieses kulturelle Andere, von dem eine Abgrenzung stattfindet, könnte sich auch das Eigene und Innere – etwa Rationalität in einer bestimmten Version – nicht konstituieren; gleichzeitig aber lässt sich analysieren, wie dieses Außen in seiner Andersheit regelmäßig paradoxerweise selber zum Gegenstand von Faszination zu werden vermag, welches die dominante Kultur möglicherweise unterminiert. Ein gutes, im Rahmen der *post-colonial studies* häufig angeführtes Beispiel ist das Verhältnis zum Schwarzen oder Orientalen im 19. Jahrhundert. Die Selbstuniversalisierung der bürgerlichen, rational-disziplinierten Kultur des 19. Jahrhundert kommt nicht ohne ein Außen aus, das vor allem in die nicht-westlichen kolonialisierten Kulturen in ihrer vermeintlichen Primitivität projiziert wird. Gleichzeitig jedoch avanciert die Figur des Schwarzen im Diskurs des Exotismus zu einem Gegenstand der Faszination, das auf eine Mangelhaftigkeit der eigenen Kultur, hier: empfindende Inauthentizität und Naturfeindlichkeit, verweist. Ein anderes Beispiel wäre das bürgerliche Modell des Ökonomischen als das der produktiven Arbeit im 18. Jahrhundert, das sich einerseits von der Verschwendung des unproduktiven Konsums abgrenzt und zugleich insgeheim eine – langfristig sehr erfolgreiche – Faszination mit diesem Modus eines exzessiven Konsums enthält (vgl. Vogl 2004). Das Konzept des konstitutiven Außens sensibilisiert damit für bestimmte Prozesse des unkontrollierbaren, selbstwidersprüchlichen Sinns, welche die Versuche der Selbstfixierung kultureller Formationen beständig unterlaufen.

Mir scheint, dass bereits die drei genannten poststrukturalistischen Analysekatégorien – Grenzüberschreitungen und transversale Codes, historische Intertextualitäten und Mechanismen des konstitutiven Außens – neue Analyseperspektiven auf vertraute sozialwissenschaftliche Phänomene zu bieten vermögen. Es geht hier keineswegs um ein bloßes Phänomen der Theorie, sondern um »sensitizing instruments« für die sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung – und hier ist das analytische Potential des Poststrukturalismus bei weitem noch nicht ausgeschöpft.

## Literatur

- Bhabha, Homi K. (1994), *The Location of Culture*, London.
- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hg.) (2000), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, Frankfurt a.M.
- Burchell, Graham u.a. (Hg.) (1991), *The Foucault Effect. Studies in Governmentality*, London.
- Butler, Judith (1991/1990), *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.
- Culler, Jonathan (1988/1982), *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*, Reinbek.
- Derrida, Jacques (1992/1967a), *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt a.M.
- Derrida, Jacques (1983/1967 c), *Grammatologie*, Frankfurt a.M.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2001/1985), *Hegemony and Socialist Strategy. Towards a radical democratic politics*, London/New York.
- Morgan, Tais E. (1985), »Is there an Intertext in this Text? Literary and Interdisciplinary Approaches to Intertextuality«, *American Journal of Semiotics*, Jg. 3, H. 4, S. 1–40.
- Reckwitz, Andreas (2006), *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist.
- Rose, Nikolas (1999/1989), *Governing the Soul. The Shaping of the Private Self*, London/New York.
- Schimank, Uwe (2000), *Theorien gesellschaftlicher Differenzierung*, Opladen.
- Vogl, Joseph (2004), *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*, Zürich/Berlin.